

Gerhard Fitzthum

Panik als Normalzustand

Über eine Gesellschaft der Hysterie

Der Schweiß steht mir auf der Stirn, die Hände zittern. Dabei zeigt der Tacho gerade mal noch 60 km/h! Schon wieder kommt ein dunkler Schatten auf mich zugerast – auf der Gegenfahrbahn der viel zu schmalen Landstraße. Sekunden später zischt das Geschoss einen knappen Meter neben meinem Außenspiegel vorbei – ein vollbesetzter Mercedes, wie ich im Augenwinkel erkenne. Vorne nun das nächste Auto auf Kollisionskurs – ein pfeilschneller Kleinbus. Was, wenn sein Fahrer im letzten Moment nach links zieht, weil er eine Herzattacke bekommt, ihm die brennende Zigarette zwischen die Beine fällt oder er vollends in sein Handytelefonat abtaucht? Kein Zweifel, dass sich unsere Fahrzeuge mit einem Schlag in hässliche Blechklumpen verwandeln würden, aus denen das Blut heraus tropft.

Die Geschichte wirkt konstruiert – und das ist sie natürlich auch! Wären auf unseren Straßen derart hypernervöse Menschen unterwegs, so würde unser Verkehrssystem überhaupt nicht funktionieren – ein Verkehrssystem, zu dem es nun mal gehört, dass kein Mensch mehr registriert, wie gefährlich nah man tagaus tagein aneinander vorbeischießt, das heißt: wie oft man jeden Tag dem Tod ins Auge sieht. Von der undelikatsten Vorstellung eines Frontalzusammenstoßes scheint sich der durchschnittliche Verkehrsteilnehmer nicht im Geringsten beunruhigen zu lassen. Wie sonst wäre es möglich, sich auf der Landstraße bei Tempo Hundert so angeregt mit dem Beifahrer zu unterhalten, wie das viele tun, oder pausenlos zu telefonieren, wie es immer mehr tun?

Diese Sorglosigkeit erstaunt vor allem dann, wenn man an das denkt, was Anthropologen unsere natürliche Grundausstattung nennen. Wie für alle höher entwickelten Wirbeltiere gibt es auch für den Homo Sapiens im Grunde nichts Bedrohlicheres als huschende Bewegungen im Augenwinkel und Gegenstände, die sich ihm mit hohem Tempo nähern.

In solchen Situationen tritt der biologische Schutzmechanismus in Kraft, der gemeinhin Angst genannt wird. Adrenalinausschüttung, Fluchtimpuls oder demonstrative Abwehrstellung sind seine Kennzeichen, waren es zumindest – Jahrhunderte, Jahrtausende, Jahrhunderttausende.

Wie konnten uns diese Primateninstinkte in weniger als drei Generationen abhanden kommen? Woher diese Seelenruhe im Straßenverkehr, dem trotz Airbag, ABS und verbesserten Knautschzonen hierzulande jedes Jahr noch eine Kleinstadt von Menschen zum Opfer fällt? Noch spannender wird die Frage, wenn man sie etwas anders akzentuiert: Warum agiert der Zeitgenosse am Steuer seines Autos so souverän, während er sich zugleich und andererseits vor so vielem fürchtet: vor Keimen, Bakterien und Viren, vor Zecken und Fuchsbandwürmern, vor Wespenstichen und Sonnenstrahlen, vor Demenz und Arterienverkalkung? Wie lässt sich diese Asymmetrie erklären? Ist sie das Ergebnis einer zeitspezifischen Persönlichkeitsspaltung? Oder handelt es sich um zwei Seiten ein und derselben Medaille?

Seltsam ist auch, dass das Gefühl des Bedrohtseins weiter anzuwachsen scheint, obwohl fast alle der Gefahren beseitigt sind, unter denen frühere Generationen litten, erkennbar an der kontinuierlich gestiegenen Lebenserwartung. Machen wir uns also etwas vor, wenn wir uns zur Beruhigung immer mal wieder glücklich preisen, nicht vor hundert oder zweihundert Jahren gelebt zu haben? Waren die Leute damals wirklich von *mehr* Ängsten gepeinigt als die Wohlstandsbürger des heutigen Westens, jene Happy Few der Weltgemeinschaft, die in einem historisch beispiellosen Sicherheitsnetz leben?

Damit ist der Rahmen der folgenden Betrachtung abgesteckt. Sie fragt nach dem Zusammenhang zwischen der alltagstechnischen Souveränität des modernen Individuums und seiner nicht weniger offensichtlichen Disposition zur Überängstlichkeit. Im Fokus stehen jedoch nicht Angsterkrankungen im strengen Sinne des Wortes, sondern Ängste zweiter Ordnung – jene zahllosen Hintergrundbefürchtungen des gegenwärtigen Lebensalltags, die weder Schweißausbrüche und Herzrasen verursachen noch durch Verhaltensauffälligkeiten erkennbar sind, uns aber dennoch in unserer Haut immer unwohler fühlen lassen. Die Arbeitshypothese lautet: Die wachsende Verunsicherung ist nicht einfach nur das Produkt neuer Gefahren und des Wissens darüber. Mit dem Verblässen der konkreten, leiblich vermittelten Weltenerfahrung ist uns die Fähigkeit zur Gefahrenabschätzung auch ganz